Nr. 7. Sonntag, 18. Februar. Jahrgang 1906.

Um die Kaiserkrone.

Historischer Roman von J. R. van der Laus. Uebersetzt von J. Gueß.
(Nachdruck verboten.)

„Hülfe, Hülfe!" schrie Elisabeth in Verzweiflung, mit der ganzen Kraft ihrer Lungen.

„Stecke ihr einen Pfropfen in den Mund oder sie verrät uns," sagte der andere Räuber, seinem Genossen ein Tuch gebend.

„Hülfe! Hülfe!" klang ihr Notschrei durch die Nacht.

„Das wird wohl genügen!" entgegnete der erste Angreifer, den Pfropfen aus der Hand des anderen nehmend.

Auf einmal erschallte aus der Ferne der Huffschlag eines Pferdes; das Gebüsch rauschte wie vom Winde bewegt, der Boden dröhnte. Es nahte Hülfe.

Erschrocken sprangen die Bösewichte auf die Pferde und ritten fort, die arme Elisabeth gefesselt und machtlos, nicht fähig, um Hülfe zu rufen, mit sich entführend.

Aber die Huffschläge nahten; das Gestrüpp an der Seite des Weges wich rauschend auseinander und ein Reiter in voller Waffenrüstung sprengte mitte nauf den Pfad, mit erhobenem Schwerte den Wegelagern den Weg versperrend.

„Steht, Räuber!" donnerte er, „oder ich spalte Euch den Schädel!"

„Dazu ist mein Schwert auch gut," rief der erste der Räuber, wild auf den Reiter anstürmend und mit gewaltiger Kraft sein Schwert schwingend.

Aber mit einer geschickten Schwenkung fing der andere den Schlag auf und versetzte seinem Angreifer in dem folgenden Augenblick einen so gewaltigen Hieb, daß er mit dumpfem Dröhnen von seinem Rosse fiel und leblos liegen blieb.

Nun drangen die beiden anderen mit zügelloser Wut auf den Ritter ein und schlugen von zwei Seiten mit ihren Schwertern nach seinem Haupte; der Unbekannte aber schwang seine Waffe mit Blitzesschnelligkeit, so daß er jeden Hieb abwehrte und dabei noch Zeit fand, den Schurken Schlag auf Schlag zu versetzen. Wie der Hammer auf den Amboß, so schmetterte des Ritters Schwert auf ihre Helme. Die Feuerfunken sprangen aus den klirrenden Waffen.

Da sprang einer der Räuber zur Seite, um dem Pferde des Ritters einen Stich zu versetzen; aber dieser hatte die Absicht schon bemerkt und noch ehe der Räuber Zeit fand, zu stoßen, lag er schwer getroffen auf der Erde.

Mit einer heftig blutenden Wunde stand er mühevoll auf und suchte wieder sein Pferd zu besteigen; in demselben Augenblick wurde seinem Gefährten das Schwert gerade unter dem Griff abgeschlagen.

„Fliehe!" rief dieser, als er sich entwaffnet sah, beide wandten mit einem verzweifelten Ruck ihre Pferde um, stießen ihnen die Sporen in die Seiten und sprengten, im Galopp davon. Das Pferd, auf dem Elisabeth festgebunden lag, und ihren toten Genossen ließen sie auf der Flucht zurück.

Der Reiter stieg von seinem Rosse und seine erste Arbeit war, der halb bewußtlosen Jungfrau den Pfropfen aus dem Munde zu nehmen. Darauf zog er sein Schwert, um die Fesseln zu durchschneiden, mit denen sie gebunden war.

In diesem Augenblicke wandte einer der fliehenden Räuber sich auf seinem Pferde um, legte die Hand an seinen Mund und rief: „Schöne Jungfrau von Braunschweig .... aufgeschoben ist nicht aufgehoben .... Denkt an Hermann von Rittberg!"

Bei diesen Worten richtete die vor Schrecken und Angst halb ohnmächtige Jungfrau sich überrascht und entsetzt auf und mit weit aufgerissenen Augen suchte sie in dem Dämmerlichte den Flüchtling zu erkennen.

Doch verschwanden bereits beide Schurken in dem Gestrüpp.

„Der Zuruf dieses Schurken sagt mir, wen ich die Ehre hatte, aus den Klauen der Räuber zu retten", redete der Unbekannte Elisabeth an, während er ihr behülflich war, vom Pferde zu steigen. „Wie befindet Ihr Euch, edle Jungfrau von Braunschweig?"

Elisabeth, an ihren Retter gelehnt, dessen starker Arm sie stützte, atmete noch langsam und mit Mühe, stieß einen tiefen Seufzer aus und sprach endlich mit keuchender Brust:

„Gott sei Dank, Herr Ritter, daß Ihr bei Zeiten gekommen seid .... Ihr habt mir das Leben gerettet .... Ich hätte die Schande nicht überlebt .... Ist es erlaubt zu fragen, wem ich meine Rettung zu danken habe?" fragte sie, zu der schlanken, stolzen Gestalt aufsehend, die noch immer mit geschlossenem Visier vor ihr stand.

„Das Fragen ist sicher gestattet, doch ebenso sei es mir erlaubt, die Antwort auf diese Frage schuldig zu bleiben," erwiderte der Unbekannte höflich. „Mein Wort möge Euch genügen, daß ich, obwohl kein Ritter, wie Ihr mich nennt, ein Mann von Ehre und ohne Makel bin, auf den Ihr Euch sicher verlassen könnt. Seid deshalb ohne Furcht. Ich werde Euch wohlbehalten zu Eurem Herrn Vater zurückbringen. Aber ruht erst noch eine Weile auf dem Grase hier aus.

Der Großherzog von Luxemburg.

Ihr zittert vor Schrecken. Kein Wunder nach einem solchen Zusammentreffen. Hier in der Nähe fließt der Rhein; laßt mich versuchen, dort etwas Wasser zu schöpfen, wäre es auch nur, um Eure Schläfen und Pulse ein wenig zu erfrischen!"

„O nein, Herr, verlaßt mich nicht, ich bitte Euch," rief das Mädchen, ihn ängstlich am Arme ergreifend. „Sie können wiederkommen!"

„Sie werden es nicht wagen, dieses Gesindel. Der Schurke schrie Euch seinen Namen zu. Kennt Ihr ihn?"

„Wenn er den Namen trägt, den er mir zurief, kenne ich ihn nur allzu gut. Hermann von Rittberg bewarb sich einst um meine Hand. Mein Vater wies ihn ab, vielleicht mit zu verletzendem Spott. Der Jüngling schwur, sich zu rächen. Er verschwand spurlos aus dem Lande. Aber seitdem waren mein Vater und ich wiederholt geheimnisvollen Ueberfällen ausgesetzt, bei denen Hermann von Rittberg offenbar beteiligt war. Wer hätte denken können, daß er mich selbst bis hierhin verfolgen würde!"

„Der Elende! Schade, daß mein Schwert nicht ihn getroffen hat, anstatt seinen Kameraden hier," entgegnete die Unbekannte, verächtlich mit dem Fuße nach dem Körper zeigend, der bewegungslos quer über dem Wege lag. „Dieser scheint seinen Lohn für seine Schandtat schon erhalten zu haben. Aber bei dem Kreuze, auch der andere soll seiner gerechten Strafe nicht entgehen! Eine wehrlose Jungfrau entführen, und zwar fast unter den Mauern der Stadt, wo die Fürsten des halben deutschen Reiches versammelt sind. Aber mit Gottes Hülfe wird es bald anders werden," fügte er mit einer Entschiedenheit hinzu, die die Jungfrau in Erstaunen zu setzen schien.

Sie wischte sich den Angstschweiß, der noch auf ihrer Stirn lag, von dem Gesichte und sah fragend und bewundernd den Unbekannten an, der da, auf sein Schwert gelehnt, kühn und stark vor ihr stand, wie ein Bild der strafenden Gerechtigkeit. Die Dämmerung vergrößerte noch seine stattliche Gestalt, so daß er ihr ein Mann in der vollen Kraft der Jahre zu sein schien. Aber der geschmeidige Schwung seiner Bewegungen und der Wohllaut seiner Stimme verrieten doch den Jüngling. Was hätte sie gegeben, wenn sie ihm einen Augenblick ins Gesicht hätte sehen können! Doch das geschlossene Visier hielt seine Züge unerbittlich vor ihr verborgen.

„Wollt Ihr Euch nicht noch eine Weile setzen, um Atem zu schöpfen?" fragte er mit freundlicher Besorgtheit.

„O nein, ich fühle mich nun wieder ganz hergestellt. Ich wollte, wenn es Euch recht ist, am liebsten sofort nach Hause zurückkehren, bevor es ganz dunkel wird. Man könnte sich sonst meinetwegen Unruhe machen."

„Es war sehr unvorsichtig von Euch, gegen Abend ohne Begleitung so weit von der Stadt zu gehen. Wußtet Ihr nicht, daß die Gegend unsicher war?"

„Ich hatte wohl vernommen, daß die Raubritter ihr sauberes Handwerk selbst in der Nähe der Stadt betrieben, aber ich hatte doch nicht vermutet, daß mir eine solche Gefahr drohte, sonst hätte ich meinen Spaziergang nicht bis hierhin ausgedehnt. Ich hatte einen Augenblick vor der kleinen Gnadenkapelle dort bei dem großen Lindenbaume gebetet. Dort scheinen die Räuber im Hinterhalt gelegen zu haben; denn als ich aufstand, fühlte ich mich plötzlich von ihnen ergriffen."

„Die Schurken! Aber wehe ihnen, sobald wieder Recht herrschen wird in den deutschen Landen!"

„Gott gebe, daß dies bald eintrete; ich habe soeben darum gebetet und werde solange darum beten, bis mein Gebet erhört ist."

„Das kann nicht lange ausbleiben. Der Herr des Himmels kann nicht länger zugeben, daß sein Reich auf Erden also seinen Feinden preisgegeben bleibt. Er, der die Herzen der Fürsten leitet wie Wasserbäche, wird ihnen eingeben, einen König zu wählen, der imstande ist, den Frieden wiederherzustellen."

Er hatte die Worte so feierlich ausgesprochen, daß Elisabeth ihn verwundert ansah. Wer war er? Hatte er nicht erklärt, kein Ritter zu sein? War er nicht noch jung? Und doch sprach er mit einem Ernst, als ob er in den Rat der Fürsten gehörte? Sie dachte an den Grafen von Holland, den ihr Vater verächtlich einen Milchbart gescholten, den aber der Papst und die Kirchenfürsten für das höchste Amt ausersehen hatten, das ein christlicher Fürst in jenen Tagen übernehmen konnte. Sollte es möglich sein? Stand sie dem zukünftigen römischen Könige gegenüber? O, wenn er doch nur für einen Augenblick das Visier von seinem Helm aufschlagen wollte! Wenn er wirklich der Ausersehnte war, so mußte er aus tausenden zu erkennen sein.

„Auf wen sollte die Wahl fallen?" fragte sie zögernd.

„Das weiß Gott allein," antwortete der Jüngling kurz.

„Man sagt allgemein, daß es Graf Wilhelm von Holland sein wird. Kennt Ihr ihn vielleicht?"

Und ihr Herz klopfte heftig bei dieser kühnen Frage.

„Ich kenne ihn genug, um zu wissen, daß er sich für ganz unwürdig hält, um die Krone des heiligen römischen Reiches zu tragen."

„Und wie denkt Ihr selbst von ihm?" fragte Elisabeth weiter.

„Diese Frage wird den Reichsfürsten auf der Versammlung vorgelegt werden. Es ist eitel, sie einem Unbekannten auf der Straße zu stellen," antwortete der Unbekannte.

Elisabeth fühlte den leichten Tadel, der in dem Tone seiner Worte lag; aber mutig sprach sie:

„Wer ihr nun auch sein möget, ein Unbekannter seid ihr für mich nicht, seitdem Eure mutige, edle Tat Euch mir besser bekannt gemacht als das glänzenste Ritterwappen. Und wenn Ihr meint, daß es sich für mich nicht paßt, Euch in einer so ernsten Sache zu befragen, dann erlaube ich mir zu bemerken, daß es sich nicht allein um die Sache der Fürsten, sondern um die der ganzen Christenheit handelt. Nehmt es mir deshalb nicht übel, daß ich, die ich von ferne stehe, wo die Fürsten beschließen müssen, Euch zu befragen wagte betreffs des Mannes, der ihnen, wie man sagt, von dem heiligen Vater selbst empfohlen wurde. Aber wenn Euch die Frage unpassend vorkommt, betrachtet sie dann als nicht gesprochen."

Der Unbekannte schien einen Augenblick mit sich selbst zu überlegen, was er antworten sollte. Darauf nahm er, wie in Verlegenheit, unwillkürlich den Helm vom Kopfe, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen.

Mit neugierigem Blick sah Elisabeth ihn an; trotz der Dämmerung erkannte sie ein schön und edel geformtes Jünglingsgesicht, in dem mit sanftem Glanz zwei scharfe Augen strahlten. Ein Reichtum von üppigen schwarzen Locken wogte unter dem Helme hervor, als er diesen lüftete. Nur einen Augenblick hatte er das Haupt entblößt, aber das war für Elisabeth genug. Es war kein Zweifel mehr möglich: Das mußte der vielbesprochene junge Graf von Holland sein. Ihr Herz sagte es ihr und sie wurde mit ehrfurchtsvoller Hochachtung erfüllt. Sie wollte sprechen, aber sie vermochte kein Wort zu stammeln. Sie war verlegen und tiefbewegt bei dem Gedanken, daß sie vielleicht dem Mann gegenüber stand, der bald der erste im Reiche werden sollte der auserwählte Streiter Gottes, der bestimmt, als Rächer der Ungerechtigkeit aufzutreten, ihr nun schon erschienen war als Verteidiger der verfolgten Schwachheit, als ihr Retter aus den Händen der Räuber.

Noch stand sie sprachlos da, als der Jüngling sich plötzlich zu ihr wandte mit den Worten:

„Jungfrau von Braunschweig, Ihr saget soeben, daß Ihr für das Reich und den neuen König gebetet hättet. Das ist das Beste, was Ihr tun könnt. Fahre damit fort und der Herr des Himmel wird Euer Gebet erhören . . . . Und nun, wenn es Euch recht ist, möchte ich Euch raten, dieses Pferd zu besteigen und nach Hause zu reiten; denn es wird dunkel und wir haben noch einen weiten Weg zu machen."

Mit diesen Worten legte er seinen Mantel ab und breitete ihn als Sattel auf dem Pferde aus, auf dem Elisabeth soeben von den Banditen festgebunden worden war. Er machte nach Ritterbrauch seine Hand zu einem Steigbügel und half ihr auf das Pferd.

„Es tut mir leid, daß ich Euch kein besseres Roß anbieten kann," sprach er, „aber wir können noch froh sein, daß die Räuber uns dieses zurückgelassen haben. Es wird Euch sicher nach Neuß zurückbringen."

Elisabeth folgte schweigend seinen Anweisungen. Ihr Herz war zu voll, als daß sie es hätte sprechen können. War es möglich, daß sie da an der Seite des Mannes ritt, dessen Name in den letzten Wochen auf Aller Lippen war, an der Seite des zukünftigen römischen Königs?

Aber nein, das mußte Einbildung sein. Ihre Sinne waren noch verwirrt infolge des erlittenen Schreckens. Welchen Grund hatte sie, um in dem ihr unbekannten Retter den Grafen von Holland zu sehen? Daß er ein mutiger und schöner Jüngling war, wie sie ihn hatte beschreiben hören? Vielleicht seine Worte über die Königswahl? Aber so würde jeder rechtschaffene und vorsichtige Reichsvasall gesprochen haben. Sie mußte sich selbst sagen, daß sie sehr leichtsinnig und voreilig Schlüsse zog . . . . Und doch eine geheime Stimme in ihrem Herzen flüsterte ihr zu, daß sie sich nicht täuschte.

Vollkommene Finsternis herrschte, als sie die Stadt erreichten und vor dem Hause ankamen wo ihr Vater wohnte.

„Gestattet, daß ich hier Abschied von Euch nehme, edle Jungfrau," sprach der Unbekannte.

„Nein Herr, so dürft Ihr nicht weggehen," rief Elisabeth.

Mein Vater würde es mir niemals verzeihen, wenn ich den Retter seiner Tochter hätte weggehen lassen, ohne daß er ihm seinen Dank ausgesprochen hätte."

„Ich begehre keinen Dank, und reite sofort zurück, um Euren Verfolger zu suchen und das Land von seiner Bande zu befreien.

Elisabeth wollte ihn noch zurückhalten, aber in diesem Augenblicke wurde die Tür geöffnet und der Reiter gab seinem Pferde die Sporen und verschwand im Dunkeln.

„Mein Gott, Elisabeth, wo bist Du gewesen?" fragte Herzog Otto von Braunschweig, der seiner Tochter voller Unruhe entgegentrat. „Die Dienstleute und Deine Brüder sind überall gewesen, um Dich zu suchen. Was ist geschehen?"

Auch ihre Schwester und die Bewohner des Hauses kamen herbeigeeilt. Ihr geheimnisvolles Verschwinden und langes Ausbleiben hatten große Unruhe hervorgerufen. Man wußte, wie unruhig damals die Wege waren und wie die Raubritter an alle Straßen lauerten, um Beute und Gefangene zu machen.

In wenigen Worten erzählte die Jungfrau was vorgefallen war, aber als sie mit ihrem Vater und ihrer Schwester allein in dem großen Wohnzimmer war, fügte sie hinzu:

„Der Schurke hat mir auf der Flucht seinen Namen zugerufen. Denkt an Hermann von Rittberg, schrie er."

„Was! Wagt dieser Bandit es, Dich selbst bis hierhin zu verfolgen."

„Das scheint so," antwortete sie ruhig, „aber es ist nicht unmöglich, daß ihn auch hier die Strafe ereilt. Denn der Unbekannte, der mich aus seinen Händen befreite, ist schon zurückgeritten, um ihn zu suchen."

„Und ahnst Du nicht, wer Dein Retter ist?"

Elisabeth schüttelte den Kopf; sie wagte nicht die Vermutungen auszusprechen, die sie hegte, die aber, das fühlte sie, nicht die geringste Berechtigung hatten.

„Wir werden es bald wissen," meinte sie und blickte mit stillem Vertrauen vor sich hin, in ihrem Herzen sich freuend in einer frohen Sicherheit, die sie anderen nicht mitteilen konnte.

X.

Der Ritterschlag.

In der Tat brauchte Herzog Otto von Braunschweig nicht lange in Ungewißheit zu bleiben, wem er die Rettung seiner geliebten Elisabeth aus der Gewalt des Raubritters zu danken hatte.

Am folgenden Tage — es war der 3. Oktober 1247 — fand auf dem Schlosse zu Worringen, nach der Feier einer heiligen Messe zur Anrufung des heiligen Geistes, die feierliche Wahl des neuen römischen Königs statt.

Mit allen Stimmen der anwesenden Kirchen- und weltlichen Fürsten, die zur Königswahl berechtigt waren, und unter dem Jubel der übrigen wurde dort gewählt der junge Graf Wilhelm von Holland, zur größten Freude Aller, die mit dem heiligen Vater hofften, daß er den Frieden im Reiche wiederherstellen würde, zum größten Aerger derjenigen, die noch zu dem unwürdigen Kaiser Friedrich hielten.

König Christian IX. von Dänemark,
geboren am 8. April 1818, gestorben am 29. Januar 1906.

Mit Trompetenschall wurde das Resultat der Stimmung mitgeteilt, und nun galt es, dem Neugewählten als König zu huldigen. Aber wo war er? Unter den Reichsfürsten war er bei der Stimmung nicht zugegen. Doch versicherten seine Verwandten, Bischof Otto von Utrecht und Herzog Heinrich von Braband, daß er in der Nähe sein müßte. Mit ihnen war er zur Versammlung gekommen, doch seit dem vorigen Tage war er verschwunden.

Das Attentat, dem die Jungfrau von Braunschweig fast zum Opfer gefallen und das natürlich nicht geheim geblieben war, brachte in dieser Hinsicht hinreichende Erklärung. Der Unbekannte, der sie sicher wieder zu ihrem Vater zurückgebracht hatte, war sofort weggeritten, um die Räuberbande zu suchen. Kein Zweifel, es mußte der vermißte Graf Wilhelm von Holland sein, und nach allen Seiten wurden Boten entsandt, um ihn zu suchen, ihm das Resultat der Wahl mitzuteilen und ihn einzuladen, die Huldigung der Fürsten entgegenzunehmen.

Bald war er gefunden. Nur ungern überließ er die Aufgabe, die er begonnen, die Gefangennahme des Räubers, anderen. Aber jetzt rief ihn eine unendlich größere und erhabenere Aufgabe: dem ganzen Reiche gehörte er jetzt und von ihm erwartete es, daß er überall Recht und Frieden schaffen würde.

Im Triumphe wurde er nach Worringen gebracht, wo er die Glückwünsche und Huldigung der Fürsten entgegennahm, die alle ihm eidlich versprachen, ihm mit ihrer Person und ihren Gütern zur Seite zu stehen.

Elisabeth jubelte: ihre Ahnung war also Wirklichkeit geworden; der Jüngling, dem sie ihre Rettung verdankte, war der Auserwählte des Papstes und der Bischöfe, aller treuen deutschen Fürsten. Nun würde auch ihr Vater sich nicht weigern, ihm zu huldigen; zwang ihn nicht die Dankbarkeit dazu?

Freudestrahlend eilte sie zu dem Herzoge.

„Nun, wißt Ihr, Herr Vater, wer mich aus der Gewalt Rittbergs befreit hat. Nun könnt Ihr ihm, zugleich mit Eurem Dank, auch Eure Huldigung als König darbringen."

Aber grimmig befahl der Herzog ihr zu schweigen.

„Du weißt nicht was Du sagst," sprach er, zornig auffahrend; ihm als König huldigen ist dasselbe wie Kaiser Friedrich den Krieg erklären. Laß andere für die Strohpuppe Capuccio's den Harnisch ausziehen; ich danke dafür. Wir kehren still nach Braunschweig zurück. Dort kann ich ruhig abwarten, wie die Dinge gehen werden. Das Reich des neuen Königs wird nicht von langer Dauer sein, so wenig wie das seines Vorgängers" . . .

„Gott verhüte, daß ihn ein solches Los treffen müßte! Wie könnt Ihr so sprechen, Vater, Ihr, der Ihr dem Grafen Wilhelm zu danken habt, daß ich hier vor Euch stehe."

„Ist es meine Schuld, daß Du Dich allein des abends außerhalb der Stadt umhertreibst, während Du weißt, daß es auf den Wegen nicht sicher ist? Wärest Du vorsichtig zu Hause geblieben wie Agnes, dann hättest Du mich nicht in Verlegenheit gebracht. Aber was kann ich nun anders tun, als wie ein Dieb wegzuschleichen? Wie kann ich dem Holländer unter die Augen treten, nachdem ich ihm zu seiner Wahl meine Stimme verweigert habe?

„Ihr könnt alles gut machen, indem Ihr ihm jetzt huldigt! Es ist das Verlangen des hl. Vaters, der es befiehlt im Interesse des Reiches und der ganzen Christenheit; es ist für Euch außerdem die Pflicht der Dankbarkeit.

„Genug! Wir reisen ab. Ich werde Albrecht und Johann mitteilen, daß sie sich morgen bereit halten. Wir müssen von hier ohne Vorzug weg nach den Schwierigkeiten, in die Du mich durch Deine Torheit gebracht hast."

„Ich kann nicht glauben, Herr Vater, daß Albrecht und Johann Eure Handlungsweise billigen werden," wagte Elisabeth noch schüchtern zu widersprechen.

„Danach werde ich wenig fragen. Sie haben zu gehorchen."

In der Tat betrachteten die Jünglinge die Sache von einem ganz anderen Standpunkte als ihr Vater. Solange das Resultat der Königswahl zweifelhaft war, hatten sie die Zurückhaltung ihres Vaters begriffen. Aber nun sie den jungen holländischen Grafen, trotz der Intrigen seiner Gegner, triumphierend auf den Schild erhoben sahen, kam ihnen eine Aenderung ihrer Handlungsweise ratsam vor. Ihr jugendlicher Ehrgeiz durch den Anblick der Erhebung eines zwanzigjährigen Jünglings angefacht, träumte von den reichen Gunstbeweisen, die er ihnen erteilen konnte. Ohne Zweifel würde der neue König, um sich Aller Hülfe zu sichern, zu vergeben und vergessen geneigt sein. Mit offenen Armen würde er alle empfangen, die ihm huldigen wollten, und sich am freundlichsten gegen diejenigen zeigen, die ihm vorher feindlich oder ungünstig gesinnt gewesen waren. Es konnte ihnen deshalb in ihren Augen nur vorteilhaft sein, wenn ihr Vater jetzt zur Partei des

Königs überging. Die Dankbarkeit, die er diesem schuldig war, bot ihm einen günstigen Anlaß dazu.

Andere, die ebenfalls nicht zu der Wahl des Grafen Wilhelm haben mitwirken wollen, begriffen auch, daß es jetzt Zeit war, sich ihm zum Freunde zu machen. Die Stadt Köln, die ihre Tore vor den versammelten Fürsten geschlossen hatte, zeigte sich nun bereit, den neuen römischen König in ihren Mauern zu empfangen, da sie sehr gut einsah, welche Vorrechte sie sich von ihm ausbedingen konnte, welche Vorteile allein schon die Festlichkeiten bei seinem Ritterschlage der Bürgerschaft bringen mußten.

In einigen Tagen sollte der Graf von Holland feierlich zu Köln zum Ritter geschlagen werden; es war Gebrauch, daß, wenn ein junger Fürst in den Ritterstand erhoben wurde, er sofort danach diese Ehre einer Schar Edelknaben erteilte, die er seinerseits zu Rittern schlug. Sie erhielten goldene Ritersporen zum Geschenke und wurden dann milites aurati genannt. Wer weiß, ob der König nicht geneigt sein würde, auch die Söhne des Herzogs von Braunschweig unter diese bevorzugte Schar aufzunehmen?

Nach dem Ritterschlage sollte er drei Tage zu Köln Hof halten. Wie herrlich, wenn sie dort in seiner fürstlichen Umgebung glänzen, an den großartigen Festlichkeiten teilnehmen, kurz in der Glut seines steigenden Glückes sich sonnen konnten!

So dachten und sprachen Herzog Otto's Söhne und zeigten sich so, daß sie in berechnendem Eigennutz ganz nach ihrem Vater arteten. Ihre Ansichten hörte er denn auch mit größerer Aufmerksamkeit als die höheren, edleren Beweggründe Elisabeths. Aber er ließ sich dadurch nicht von seinem Plan abbringen:

„Ihr sprecht wie Kinder ohne Erfahrung," sagte er kopfschüttelnd. „Weil dieser bardose Knabe durch das Treiben der Pfaffen zum Könige gewählt ist, glaubt Ihr, daß er es schon in Wirklichkeit ist und vergeßt, daß er das Reich noch erobern muß. Weil Ihr hier die Bischöfe mit einer Hand voll Reichsvasallen, die sich von ihnen am Bändel führen lassen, diesem Holländer huldigen seht, vergeßt Ihr, daß die vornehmsten deutschen Fürsten hübsch zu Hause geblieben sind. Wo ist Herzog Heinrich von Sachsen? Wo bleiben Otto, der Pfalzgraf vom Rheine, und der Herzog von Bayern? Wo sind die beiden Markgrafen von Brandenburg und der Markgraf von Meißen? Sie alle halten wohlweislich mit Kaiser Friedrich, der mit seinem Schwerte mehr vermag, als der Papst zu Rom mit all seinen Bannflüchen. Wen seht Ihr hier? Wenn Ihr den König von Böhmen ausnehmt, nur kleine Vasallen vom Niederrhein und aus der Umgegend den Herzog von Braband, den Grafen von Geldern, den Grafen von Loos. Der ganze Adel von Steiermark und Oesterreich fehlt. Vergeßt dabei nicht, daß die meisten Städte am Rhein in Schwaben, Bayern und der Schweiz, Worms, Speier und Metz sicher ihre Tore vor dem neuen Könige schließen werden. Selbst Aachen, wo er gekrönt werden muß, ist in der Gewalt Konrads, der es noch vor Kurzem stark befestigt hat. Was könnt Ihr demnach von diesem Scheinkönige hoffen, der vielleicht seinen Kopf schon verloren hat, ehe er die Krone darauf setzen kann? Hier ist nichts zu hoffen und alles zu fürchten. Darum können wir nichts Besseres tun, als uns aus der Sache zu halten und morgen still nach Braunschweig zurückzukehren. Das ist meine feste Absicht. Ich will kein Wort mehr davon hören."

Wenn Herzog Heinrich einmal so gesprochen hatte, wußten seine Söhne wohl, daß an der Sache nichts mehr zu ändern war. Aber der Gedanke, nach Braunschweig zurückzukehren in dem Augenblicke, wo alles nach Köln strömen würde, um dem herrlichen Feste beizuwohnen, mit denen der neue römische König seine Regierung einweihen würde, war den jungen Leuten unerträglich. Konnten sie dort nicht als Gäste erscheinen, so wollten sie doch wenigstens unter den Zuschauern sein. Inmitten der Tausenden von Fremdlingen würde ihre Anwesenheit ja nicht bemerkt werden. Warum brauchten sie denn auf ein Schauspiel zu verzichten, das ihnen vielleicht nie mehr im Leben geboten werden würde: Die Huldigung und den Ritterschlag eines römischen Königs?

„Ihre beiden Schwestern Agnes und Elisabeth halfen ihnen nach Kräften mit ihren Bitten bei dem Herzoge. Die erste verlangte noch mehr als die Edelknaben danach, die Pracht und den Prunk, den der reiche holländische Graf an seinem ersten Hoftage als König entfalten würde, und wäre es auch nur aus der Ferne, zu bewundern. Auch sie bedauerte es lebhaft, daß ihr Vater sich unwillig zurückhielt, während doch so viele andere Reichsfürsten zu dem neuen Könige übergingen. Welch' ein Genuß wäre es für sie gewesen, sich unter die glänzende Schar von Rittern und Edelfrauen zu mengen, die ihn umringten!

Und Elisabeth? Sie wagte den Wunsch nicht auszusprechen, der sie mit klopfendem Herzen verlangen ließ, in der Glorie königlichen Glanzes den ritterlichen Jüngling zu schauen, der ihr in der schrecklichsten Gefahr als ein rettender Engel erschienen war. Sie wagte es nicht, das mächtige Gefühl ihres Herzens zu äußern, wohl begreifend, daß sie von niemand verstanden würde.

Die Londoner Börse.

Es schmerzte sie tief, daß Herzog Otto, selbst die Pflicht der Dankbarkeit mißachtend, sich hartnäckig weigerte, den neugewählten König zu begrüßen. Gerne hätte sie selbst dieses Versäumnis gut gemacht, indem sie sich demütig zu seinen Füßen warf und ihm versicherte, daß, wenn auch mit ihrem Vater das ganze Reich ihm die Huldigung versagte, sie ihm mit Herz und Seele angehörte.

O wenn es ihr einmal möglich wäre, ihm zu nahen, seine Aufmerksamkeit zu erregen, ihm durch ein einziges Wort, durch einen einzigen Blick die Dankbarkeit und Verehrung auszudrükken, die sie vor ihm hegte? Ach, welch' eine tiefe, breite Kluft war zwischen ihnen gegraben seit jenem unvergeßlichen Abenteuer, wo sie zu seiner Seite geritten war, mit der untrüglichen Ahnung im Busen, daß er der Auserwählte des Reiches war! Wie vertraulich hatten sie damals miteinander gesprochen, obschon sie einander nie gesehen hatten. Ihre Herzen hatten sich sofort zu einander hingezogen gefühlt. Ihre Seelen waren einander in demselben Gebete für den Frieden des Christenreiches begegnet. Das hatte sie sofort so nahe zu einander gebracht.

Und jetzt schien es, als ob sie wieder für immer getrennt waren. Würden sie einander wohl jemals wiedersehen? Würde sie noch je ein Wort von seinen Lippen auffangen? O, wie erinnerte sie sich nun mit eifersüchtiger Sorge jedes seiner Worte!

Er hatte sie ermahnt, auszuharren in ihrem Gebete und ihr prophezeit, daß Gott es erhören würde. Schon am Tage darauf war diese Vorhersagung in Erfüllung gegangen durch den erfreulichen Ablauf der Königswahl.

Durch ihr Gebet hatte sie an seiner Erhebung teilgenommen nun verlangte sie nichts feuriger, als ihn in seinem Glücke zu sehen.

Ganz in diese süßen Träumereien vertieft, hörte sie kaum, welche Gründe ihre Brüder und Schwestern bei dem Herzoge anführten, um seine Zustimmung zu erhalten. Sie begriff allein, daß sie nach Köln wollten, um den neuen römischen König in vollem Prunke zu sehen, und das war ihr genug.

„Ja, Herr Vater, erlaubt uns das," schmeichelte sie.

Der rauhe Mann ließ sich endlich erweichen. Er gab seine Einwilligung, daß die jungen Leute zusammen die Reise machen sollten, unter der Bedingung, daß dies niemandem bekannt würde. Sie sollten mit ihm die Stadt Neuß verlassen, vorgebend, direkt nach Braunschweig zurückzukehren, und sich dann ein paar Tage von ihm trennen, um sich heimlich unter die zahlreichen Fremdlinge zu mengen, die gelegentlich der Königsfeste in der alten Rheinstadt zusammenströmen würden. Dort war man inzwischen unermüdlich mit der Vorbereitung für den Empfang der zahlreichen hohen Gäste mit ihrem Gefolge von Dienstleuten und Pferden beschäftigt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Umgegend von Rio de Janeiro.

Nach einem Briefe von Hubert Bruns (Minden).

(Nachdruck verboten.)

Vor 5 Uhr morgens rief mich mein Wecker am 10. August d. J., und so schwer mir sonst das „Aus dem Bett kommen" wird, diesmal drehte ich mich nicht erst nochmal auf die andere Seite und brachte nicht wie sonst den unliebsamen Störenfried mit einem schnellen Handgriff unter das Kopfkissen, um sein allzulautes Mahnen nicht mehr zu hören, hatte ich doch abends vorher einen Tilbury zu 5½ Uhr vors Hotel bestellt.

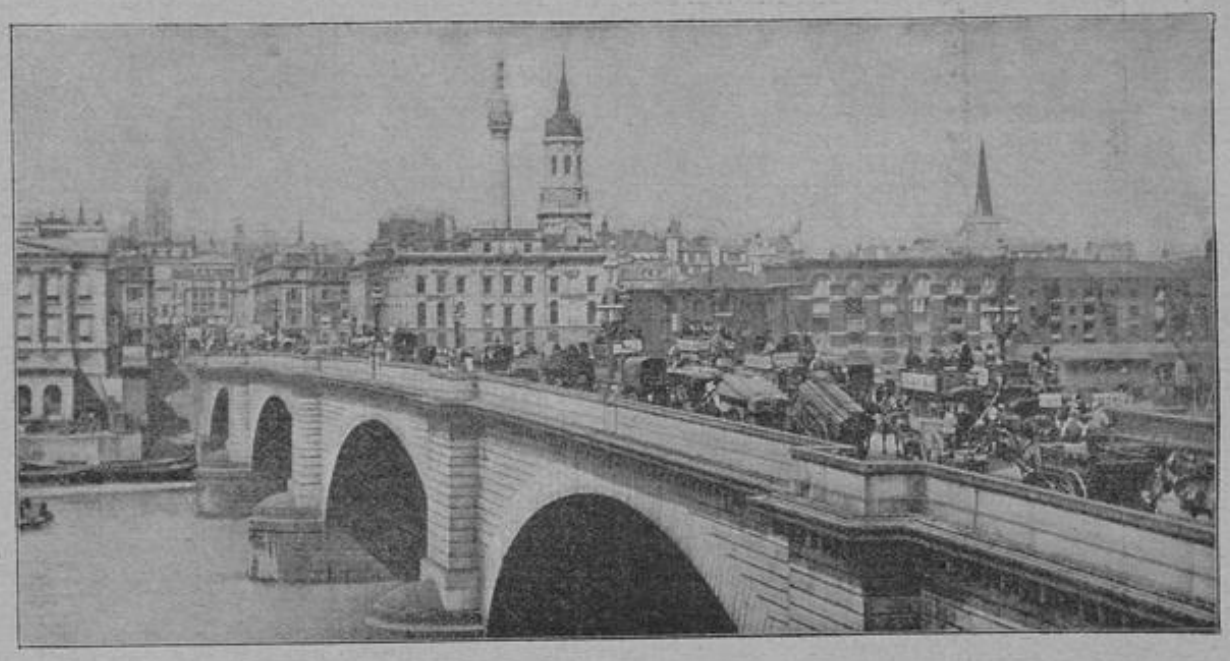
Und pünktlich saß ich in dem hohen zweirädrigen Kutschwagen auf dem einzigen Sitzplatze neben dem Kutscher, der als verständiger Großstädter die Wünsche seines Kunden im voraus kennt, an der nächsten Zeitungsverkaufsstelle hielt mit der als selbstverständlich hingeworfenen Frage: Sie wollen eine Zeitung?

Noch war es dunkel, die hohen Palmen auf dem Largo do Machado sahen noch aus wie schwarze Spukgestalten der Nacht, die Tageszeitungen aber lagen schon verkaufsfertig ausgebreitet auf der Straße — müssen sie denn nicht auch als die wichtigeren vor der Sonne dasein?

An der Abfahrtsstelle des Dampfschiffes erwartete mich bereits ein anderer Deutscher, mit dem ich einen Ausflug verabredet ins „Innere. Während das Morgenrot der aufgehenden Sonne die Bergrücken auf der gegenüberliegenden Seite der Meeresbucht in malerische Pracht hüllte, dann rosenfarbig über das breite Wasser lief, den großen Zuckerhut aus dem Schlafe rüttelnd, fuhr unser kleines Dampfboot munter in den frischen, ja kühlen Morgen hinein, quer über die Bucht da, wo sie am breitesten ist.

Während Rio nur noch von weitem herüberwinkt, tritt das Schiff zwischen die Inselgruppen, die hier nur aus einigen winzig kleinen nackten Felsen bestehen, dort aber so groß sind, daß viele Menschen auf ihnen wohnen; wieder andere scheinen nur schwimmende Gärten zu sein. Das üppige Grün der Bäume und Sträucher hängt weit über das Erdreich hinaus in die See und Farne und Palmen erhöhen ihren Liebreiz in überschwänglicher Weise.

Nach fast zweistündiger Fahrt sind wir am anderen Ufer, am Fuße jener wildzerklüfteten serra, jenes in so überaus bizarren und schroffen Formen aufsteigenden Gebirgsrückens, den zu besuchen mein sehnlichster Wunsch war vom Augenblicke an, wo ich ihn zuerst gesehen, d. h. solange ich in Brasilien bin. Die wenigen Passagiere steigen in einen bereitstehenden Zug, der aus einem Personen-, einem Gepäckwagen und der Lokomotive besteht, aber auf dem schmallinien Gleise



Themsebrücke in London.

sehr angenehm fährt. Den Weg führt zunächst durch das Küstenland, dicht bewachsen mit Schilf, Bambus, Farnen, Aloën, der Lieblingsaufenthalt der Schlangen, und nach ½ Stunde wird eine neue Maschine hinter den Wagen gespannt, die ihn aber in 30 Minuten auf anteigender Zahnradbahn zur Endstation Barreira bringt. Hier sind wir im Gebirge.

Gleich hinter der Blockstation führt eine halbeingefallene Holzbrücke über einen Abgrund, in dem ein Gießbach über mächtige Felsblöcke rauscht und ein wenig einladend aussehendes „Restaurant" bildet die letzte Behausung, bis wir in Theresopolis, unserm Ziele ankommen sollen. Unsere im voraus bestellten Gäule, kleine Paßpferde (es werden auch viel Esel und Maultiere geritten), erwarten uns mitsamt unserm Führer, einem garstigen schwarzen Gesellen, der den abgenutzten, schäbigen, breitkrempigen Filzhut kecker auf dem Kopfe sitzen hat als der frechste aus Schillers Räubern.

Noch so ein paar undefinierbare Gestalten hocken vor dem Blockhause, breite glänzende Negergesichter mit zerfetzten, schmierigen Lumpen bekleidet, uns groß und neugierig angaffend; dazu rings dichter Urwald um uns herum und als einzig aufwärtsweisender Weg ein vom Regen ausgewaschener schmaler Pfad oder besser Rinne, die sich nach einigen Metern sogleich im Dickicht und zwischen den Felsmassen zu verlieren schien.

Nachdem unser Führer nach einer Zigarette gesprächig geworden und ein ganz harmloses Gemüt zu verraten schien, konnte ich doch nicht umhin, mich vor dem Aufstieg noch mal zu vergewissern, ob auch meine Pistole in Ordnung sei. 2½ Stunden sollte der Aufstieg dauern, da konnte vieles sich ereignen.

Und dann ging's in den Sattel und ein Aufstieg begann, wie ich ihn schöner und herrlicher nie erlebt. Zu bewundern ist, wie geschickt die Tiere über das Steingeröll hinweg, an Abgründen vorbei vollkommen sicher den Reiter tragen. Immer höher hinauf geht's, immer herrlicher wird der Ausblick auf die weit unter uns liegende Meeresbucht, immer dräuender gähnen die steilen Abgründe zu seiten des holprigen Weges und immer dichter und undurchdringlicher scheint der Urwald zu werden, der auf der linken Seite des Weges aufsteigt.

Aber auch mehr und mehr nähern wir uns den höchsten, gewaltigen, scharfausgesägten Felsmassen, von denen die merkwürdigste Form der „dedo de Deus," der Gottesfinger, bildet; eine enorm hohe Felswand, die vollständig wie ein mächtiger Finger gen Himmel weist. Und je höher wir steigen, je herrlicher wurde die Luft, frisch und rein, wie sie Rio leider nie kennt.

Mit 1001 Meter hatten wir die Paßhöhe erreicht und vor uns lag das langersehnte innere brasilianische Hochland. Ein Gebirgszug reiht sich an den anderen, ein Berg überragt den anderen an Höhe und alle sind sie in ein schweres grünes Kleid gehüllt, bis hoch hinauf bestanden mit dem dichtesten, prächtigsten Urwald. Wie so ganz verschieden, selbst aus der Ferne gesehen, ist doch der Urwald von z. B. unserem deutschen Walde!

Die Baumkronen laufen nicht spitzig aus wie in unseren Wäldern, sind vielmehr flach abgerundet, gleich riesengroßen Pilzen und aus dem dunklen Grün heben sich auf weiteste Entfernung die hellgrünen Stämme der Bäume klar ab, während dort wieder das Grün einfach dem Auge eine undurchdringliche Mauer scheint, ja nicht nur scheint, sondern wirklich ist. Eine Mauer so dicht, daß man kaum hindurchstoßen kann, geschweige denn hindurchschauen.

Durch ein weites fruchtbares Tal ging der Weg weiter an einem hier oben errichteten Hotel vorbei, das wir absichtlich nicht zum Aufenthalt gewählt, da wir in einer kleinen französchen Pension, ¼ Stunde weiter gelegen, großmöglichste Zurückgezogenheit und Waldeinsamkeit suchten, obgleich wir auch wohl in dem „Hotel" die einzigsten Gäste gewesen wären. Dieses ist höchstens im Sommer von einigen Gästen besucht, befinden wir uns ja doch jetzt im „tiefsten Winter."

Theresopolis. Unser Ziel war erreicht. 12 ganze Häuser bilden den Ort, der jenen stolzen Namen trägt, ja sogar eine Telegraphenlinie führt bis in diese Wildnis von Rio aus. Ganz am Ende der Dorfstraße (d. h. Dorfstraße nach brasilianischem Begriffe; auf deutsch: ein schlechter Feldweg) lag unsere Pension, wo wir (nebenbei gesagt) vorzüglich aufgehoben waren. Die Frau behandelte uns wie eine Mutter, kochte wirklich vorzüglich und setzte uns nur vor, was wir gern aßen.

Vor meinem Zimmerfenster blühten zwei mächtige Azaliensträucher, eine hohe, dunkle Pinie stand dahinter, und links und rechts stieg der Urwald die Bergseiten hinauf, gradeaus aber in der Ferne standen steil und mächtig die spitzigen Felsmassen der unbesteigbaren serra, — die Mitte des „Finger Gottes", ganz gerade heraufweisend in den weiten blauen Himmelsraum.

Am anderen Morgen galt unser erster Ausflug dem etwa zwei Reitstunden weit entfernten Wasserfall des Paquequer. Ihr erinnert Euch wohl, Illustrationen gesehen zu haben, die ein Stück Urwald oder besser ein Flußbett im Urwalde darstellen? Sahen diese Bilder nicht stets herrlich aus, gaben sie uns nicht jedesmal den Wunsch, solch ein Stück Urnatur einmal schauen zu können? Nun, in solchen Landschaften bin ich tagelang herumgestrolcht; ja, das ist der einzig richtige Ausdruck, denn von spazieren gehen oder spazieren reiten ist da keine Rede mehr.

Gleich hinter unserm Hause lenken wir die Pferde links auf eine Wiese, die allerdings eingezäumt und durch eine große Holztür (vielmehr Holzkreuz) geschlossen, dennoch allen Passanten freien Durchgang gewährt, denn die Fußwege, die hier überhaupt vorhanden sind, führen stets durch die Farmen der Ansiedler, so daß man auf einem Morgenritt wohl zwanzig solcher Türen auf- und zumachen muß, die nur dazu dienen, daß das Herdenreich nicht der Farm entläuft.

Als Führer hatten wir einen jungen Brasilianer mit, der die Gegend ziemlich genau kannte. Die Wiese überquert, ging es in einer lehmigen Wasserrinne den Berg hinan, mitten hindurch durch den zu beiden Seiten wie eine Mauer stehenden Urwald. Mit beiden Händen muß man stets arbeiten, das Gebüsch, die Dornen und Schlingpflanzen sich vom Gesicht freizuhalten, dabei gleichzeitig auf die Beine achten, daß dieselben nicht an die Baumstämme stoßen oder im dicken Gesträuch hängen bleiben; dann wieder ist die picada, so heißt ein solcher kaum sichtbarer Pfad durch den Wald, so überwachsen, daß man den Kopf tief auf den Hals des Pferdes drükken muß, um überhaupt durch das Gestrüpp durchkriechen zu können; gleich danach liegen zwei, drei halbverfaulte Baumstämme quer über den Weg, über die der Gaul hinwegzuklettern hat.

Dann kamen wir an ein herrliches Tal, wir traten aus dem Walde in ein enormes Farnenfeld, in dem der Pfad bergab führte, während die Farne über unseren Köpfen zusammenschlugen — und dann plötzlich ein Rauschen, ein Silberstreif vor uns, halten wir am Ufer des malerischen Flusses Paquequer. Ohne zu zaudern aber geht mein Tier sofort hinein in das krystallklare Gebirgswasser, gerade habe ich noch Zeit, die Beine nach vorne hochzunehmen und sie an den Hals des Pferdes zu drücken, da watet es schon bis an den Bauch im Wasser und springt gleich darauf munter das jenseitige Ufer hinan, mitten in das dichte Gesträuch wieder hinein.

Nach etwa einhalbstündigem Ritt ist abermals derselbe Fluß zu durchschreiten und dann ging's in einem entzückenden Tale immer längs des Paquequer, über den an vielen Stellen der Urwald so herüberhängt, daß er wie durch einen Laubengang fließt. Einzig schön sieht es aus, wo von den hohen Bäumen Hunderte und Tausende von Schlingpflanzen in lan-

Emile Loubet,
bisheriger Präsident von Frankreich.

gen, langen Strähnen herunterhängen. Dazwischen breitet eine große Palme ihre enormen Fächer aus, noch höher als diese die langen Wedel eines Farnbaumes, daneben aber hängt eine graubraune Masse von sämtlichen Zweigen und Aesten eines sonst toten Baumes herab bis tief unten auf das Wasser, o barba do velho genannt, d. h. der Bart des Alten. Und wirklich ein Riesenbart sollte man meinen, bedeckt den Baum von oben bis unten, so nehmen sich diese Schlingpflanzen in der Ferne aus.

Dann sieht man wieder Bäume vollständig kahl ohne Blätter, jedoch die Krone bedeckt mit Hunderten von hellgelben Blüten — seines eigenartigen Geruches wegen heißt dieser Baum: Tabaksbaum. An noch einem anderen Stamme aber erblickten wir etwas wie eine enorme Geschwulst aussehend, doch erklärte uns unser Begleiter, daß jener wohl drei Viertel Meter im Durchmesser messende, scheinbare auswuchs ein Morinhondo, d. h. ein Stock wilder Bienen sei. Um all die vielen tausend schönen Sachen zu sehen, die ein Tropenwald bietet, muß man monatelang darin leben; an Farbenreichtum kommt ihm kein anderer Wald gleich; auch seine gefiederten Bewohner entfalten eine ganz außerordentliche Farbenpracht. Gar nicht zu reden von den tausendfarbigen Schmetterlingen, habe ich Vögel gesehen, die einen karminrot, die anderen vollkommen hellblau, dunkelblau, in glänzendem Grün, wieder andere tausend Farben zu gleicher Zeit habend. Eine märchenhafte Pracht entfaltet hier die Natur. Und dazu ist das Klima hier das beste, was man sich denken kann. Die reinste, frische Gebirgsluft (sind wir doch hier auf einer Höhe von 1000 M.!), tagsüber schön warm, die Nächte kühl. In diesem Klima gedeiht der Apfel wie die Orange, Zitrone und Banane. Das ganze Jahr frische Kartoffeln! Ein wahres Paradies, hier das brasilianische Hochgebirge.

Doch zurück zum Paquequer, dessen Lauf wir verfolgen, und schließlich, als das Gebrause und Getöse der fallenden Wassermassen ganz nahe ist, springen wir aus dem Sattel, binden die Pferde an den nächsten Baum und dringen bis hart an den Rand des Wasserfalles vor, wobei die spitzstachligen langen Blätter der wilden Ananas vergeblich meine ledernen Gamaschen zu durchstechen versuchen.

Ueber einen sehr breiten, zerklüfteten Felsen stürzt das Wasser in die Tiefe und — oh, welch kurioser Anblick! Unten trifft das Wasser nur gewaltige Felsmassen, den Felsen, auf den es seit Jahrtausenden stürzt, hat es einfach gespalten und diesen Spalt immer mehr erweitert, so daß es in den vorgelagerten Felsen sich einen etwa 1 Meter breiten, doch tiefen, scharf geschnittenen Kanal geschaffen hat, der wohl 60—80 Meter lang ist. Man meint auf den ersten Blick, einen von Menschenhand glatt gemeißelten Kanal zu sehen, so schnurgerade und tadellos genau und gleichmäßig hat sich das Wasser seinen Weg gebahnt.

Da schreit es über uns hoch in der Luft: papageio, eio, eio, und mit kurzen aber kräftigen Flügelschlägen fliegt der Papagei so hoch, daß er nur noch wie ein Sperling erscheint. Dann erscheint ein Schwarm widriger Gesellen: schwarz wie die Raben, doch mit schwerem Schnabel, scheinen diese häßlichen Vögel, die man nicht schießen darf (wohlverstanden ist hier die Jagd frei, jedermann kann jagen und schießen, wo und so viel er will), doch wie gesagt, dieser häßlichste der Vögel ist zugleich der nützlichste, es ist der Argeier.

Noch einen ähnlichen Vogel hört man stets im Walde schreien und auch den schießt niemand, lediglich aus dem Grunde, weil man ihn aus Ekel vor esiner Lebensweise nicht essen würde; es ist dies der gaveao, ein rabengroßer dunkler Vogel, der anderen Tieren das Ungeziefer absucht.

Ja, die Natur bietet der Merkwürdigkeiten gar viele! Habe ich doch auf einer Farm, die wir am nächsten Tage besuchten, Fruchtbäume gesehen, die in voller Blüte standen und dennoch sah ich nur Blätter, erst beim Herantreten bemerkte ich, daß der Stamm sowie die Aeste selbst mit Tausenden kleiner Blüdicht besetzt waren — Bei diesem Baum also sitzen die Früchte hart auf dem Stamme! Ein ganz sonderbarer Anblick. Der Name des Baumes ist der alten Indianersprache gemäß Jabuticava, vielleicht habt Ihr von dem eigenartigen fruchttragenden Baume schon gehört.

Auf derselben Farm sah ich, wie Zucker zubereitet wird. Das Zuckerrohr, canna geheißen, kommt zwischen zwei rollende Steine und wird ausgepreßt. Der Saft wird in einem großen Kessel eingekocht, bis er eine dickflüssige Masse geworden, dann kommt er in Gefäße zum Abkühlen, die jedoch unten eine Oeffnung haben, wo die Feuchtigkeit aussickert, während die Zuckerkruste in dem Gefäß zurückbleibt. So stellt sich jeder Farmer seinen zum eigenen Gebrauch nötigen Zucker her. Aus diesem großen offenen Kessel auf dem Holzfeuer nun schöpfte der alte Clausen (ein Ansiedler dänischer Abkunft) und gab uns den caldo de canna (Zuckersaft) zu trinken.

Als ich das Glas mit der schmutzig grün-brauenn Flüssigkeit in der Hand hielt, wurde ich lebhaft an Rammens Schlammbäder erinnert, grade so schaute der „Zuckersaft" aus, doch herzhaft schluckte ich daran und siehe da, das wie ein Höllenfabrikat aussehende Getränk schmeckte gar nicht schlecht. Die Farmer benutzen vielfach diesen Zuckersaft, um ihren Kaffee damit zu kochen, haben sie damit doch schon süßes Wasser und den Kaffee hineingetan, sogleich fertigen, gesüßten Kaffee.

Dann nötigte uns der alte Clausen in sein Wohnhaus. Die Farmerhäuser hier sind stets niedrige, einstöckige Gebäude, um die ringsherum eine breite Veranda läuft. Ein Strohsofa, auf dem ein langhaariges, molliges Faultierfell als Kissen lag, zwei lange, trockene Schlangenhäute an der Wand und etwa ½ Dutzend taku-Schalen d. h. Gürteltierpanzer an der Erde, bildeten nebst den Stühlen das Hauptmobilar des Zimmers.

Nachdem dann seine kleinen, flachshaarigen Enkelinnen uns den hier in Brasilien obligatorischen Kaffee angebotn, den man in jeder Familie, beim Präsidenten der Republik sowohl, wie Ihr Euch aus meinem früheren Briefe erinnert, wie beim einfachsten Manne sofort vorgesetzt bekommt, begann der alte Farmer über das Land, sene Tiere und Pflanzen zu sprechen.

Die Redeweise aber dieser einfachen Naturmenschen, die ja nie aus ihren Bergen und Wäldern hinauskommen, ist in den Beschreibungen und ihren selbstgezogenen Schlüssen und Meinungen oft ja naiv, daß man ein Lachen kaum unterdrükken kann. So erzählte er uns vom Faultier, daß dieses in 24 Stunden sich um 1 Zentimeter Länge vom Flecke bewegt; wie gefährlich durch ihr Gift die Surukutinga-Schlange sei, deren über 4 Meter lange trockene Haut ganz friedlich an der getünchten Wand hing, neben ihr die der weniger gefährlichen, auch kürzeren Jararaca.

Er schenkte uns einige der Gürteltierschalen (Taku) und lud uns ein, demnächst mit ihm auf Jagd zu gehen.

(Schluß folgt.)

Armand Fallières,
der neugewählte Präsident von Frankreich.

Unsere Bilder.

— **Der Großherzog von Luxemburg**, dessen Abbildung unsere Leser auf Seite 49 finden, ist zur Zeit, wo wir diese Zeilen schreiben, schwer erkrankt. Die Aerzte hegen nur wenig Hoffnung, den Großherzog am Leben zu erhalten. Er ist der einzige Sohn des vor kurzem gestorbenen Großherzogs Adolf von Luxemburg, also erst sehr kurze Zeit an der Regierung. Geboren wurde er am 22. April 1852, steht also im 54. Lebensjahre. Er ist seit dem 21. Juni 1893 mit der Infantin von Spanien vermählt. Aus dieser Ehe sind 6 Töchter hervorgegangen. Die luxemburgische Thronfolgefrage wird, falls der Großherzog jetzt sterben sollte, besonderes Interesse beanspruchen.

— **König Christian von Dänemark**, dessen Bild unseren Lesern auf Seite 51 finden, ist am 29. Januar, 3 Uhr 40 Minuten in Kopenhagen nach einem Unwohlsein von wenigen Stunden gestorben. Mit ihm ist der älteste Monarch aus dem Leben geschieden. Der Verewigte wurde am 8. April 1818 auf Schloß Gottorp bei Schleswig als vierter Sohn des im Jahre 1831 verstorbenen Herzogs Friedr. Wilh. Paul Leopold von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg geboren. Nach dem Tode seines Vaters wurde er in Dänemark erzogen und studierte später in den Jahren 1839—41 an der Universität in Bonn. Am 26. Mai 1842 vermählte er sich mit der dritten Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der Prinzessin Louise Charlotte von Dänemark, Prinzessin Luise. Durch diese Heirat erhielt er Aussicht auf die dänische Krone. In dem Londoner Protokoll von 1852 wurde er dann auch tatsächlich zum Thronfolger in der gesamten dänischen Monarchie bestimmt, nachdem die näher berechtigten Agnaten Verzicht geleistet hatten. Seine erste Regierungstat war, daß er eine gemeinschaftliche Verfassung für Dänemark und Schleswig genehmigte. Aber die Verfassung für Schleswig fand nicht die Zustimmung der Großmächte. Am 16. November 1853 hatte sich Erbprinz Friedrich von Augustenburg als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein proklamieren lassen. Da König Christian sich nicht zur Rücknahme der Verfassung für Schleswig verstehen konnte, rief er den Krieg mit Oesterreich und Preußen hervor, der zum Verluste der Herzogtümer führte. Im Wiener Frieden im Jahre 1864 mußte er Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen abtreten. Am 26. Mai 1892 feierte das Königspaar unter lebhafter Teilnahme des gesamten dänischen Volkes die goldene Hochzeit. Aus der Ehe gingen sechs Kinder, drei Söhne und Töchter, hervor. In ungetrübter Freude verlebte der Verstorbene den Rest seiner Tage. Kaiser Wilhelm ehrte ihn noch vor wenigen Monaten mit seinem Besuche. Eine besondere Freude wurde ihm noch an seinem Lebensabend zu teil: Als sich die skandinavische Union auflöste, rief das norwegische Volk einen Enkel des Verewigten auf den verwaisten norwegischen Thron. Thronfolger ist der am 3. Juni 1843 geborene Kronprinz Friedrich.

— **Die Börse und die Themsebrücke in London.** (Vergl. die Bilder auf Seite 52 und 53. Die Wahlen in England, welche mit dem Siege der Liberalen endeten, haben die gesamte englische Bevölkerung in Spannung erhalten. Das Resultat ist aber auch für die politischen Verhältnisse Europas von großer Bedeutung, denn durch den Sturz der unionistischen Partei ist die Kriegsgefahr in den Hintergrund gerückt. Wir bringen zwei Bilder aus London, während der Wahlen. Das eine zeigt uns die Börse, welche von Reportern belagert wird, das andere schildert eine Verkehrsstockung auf der Themsebrücke, verursacht durch Demonstrationen und Wahlagitation in der Hauptstraße.

— **Loubet**, der bisherige Präsident der französischen Republik, verläßt am 19. Februar das Elysee, um sich ganz in das Privatleben zurückzuziehen. Loubet wurde am 18. Februar 1899 zum Präsidenten der Republik gewählt und zwar mit 483 gegen 270 Stimmen, die auf Meline fielen. Die Präsidentenschaft Loubets war eine sehr bedeutungsvolle. Das Jahr 1899 gab der Lösung der Drehfusfrage, die unter dem neuen Ministerium Waldeck-Rousseau vorgenommen worden ist. Das Jahr 1900 brachte den Steuerzahlern der Republik schwere Lasten. In einer Marinevorlage forderte die Regierung etwa 960 Millionen Francs für Vermehrung der Flotte und Küstenverteidigung und die Bildung einer neuen Kolonialarmee, und die Kammer bewilligte beides. Der 14. April 1900 brachte die Eröffnung der großen Pariser Weltausstellung. Präsident Loubet hielt dabei eine bemerkenswerte Rede, in der er der Hoffnung Ausdruck gab, daß die Ausstellung die Eintracht unter den Völkern anbahnen möchte. Am 2. Juni genehmigte der Senat (die Kammer am 19. Dezember) eine Amnestievorlage, wonach alle Strafverfahren, die auf Grund des Dreyfushandels eingeleitet waren, niedergeschlagen wurden. An der Expedition nach China aus Anlaß der Boxerbewegung, die Ende März in Schantung ausbrach, beteiligte sich auch Frankreich. Im August des folgenden Jahres brach wegen der nicht befriedigten berechtigten Ansprüche französischer Untertanen an die Türkei zwischen Frankreich und der Pforte ein Konflikt aus, der zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen führte. Als Frankreich ein Geschwader ins Aegäische Meer sandte, gab die Pforte nach. Der September 1901 brachte den Besuch des Zarenpaares. Im Jahre 1902 nahm das Parlament eine Anzahl wichtiger Gesetze an. Den Abschluß des englisch-japanischen Vertrages beantworteten Frankreich und Rußland im Februar mit einer Note, in der sie erklärten, jede Schädigung ihrer Interessen in Ostasien gemeinsam abweisen zu wollen. Im März nahmen Kammer und Senat den Antrag an, das Mandat der Kammer von 4 auf 6 Jahre auszudehnen. Das letzte bemerkenswerte Ereignis auf innerpolitischem Gebiete war die Annahme des Trennungsgesetzes.

— **Armand Falliéres**, dessen Abbildung unsere Leser auf Seite 55 finden, ist vom Versailler Kongreß mit absoluter Mehrheit zum Präsidenten der französischen Republik gewählt worden. Der neue Präsident ist in Mezin am 6. Nov. 1841 geboren. Nach dem Studium der Rechte wurde Falliéres im Jahre 1873 Bürgermeister von Nérac gewählt. Am 20. Febr. 1876 vertauschte der junge Advokat Nérac mit Paris, wohin er als Deputierter zog. Auf der Tribüne sah man Falliéres selten, er arbeitete mehr in den Kommissionen, wo tüchtige Kräfte selten sind. Im Mai 1880 holte man ihn, der schon eine gewisse Autorität erlangt hatte, auf den Posten des Unterstaatssekretärs des Innern. Er war im Sinne Gambettas tätig, so daß Freycinet ihn im Januar 1882 entließ. Die Vorbereitung zur Ministerlaufbahn war damit gegeben. Schon im August berief ihn der Sturz Freycinets zum Portefeuille des Innern und bildete Ende Januar 1883 selbst ein Kabinett, worin er die auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Das Ministerium fiel aber schon am 17. Februar, da der Senat das Präsidentengesetz ablehnte. In dem darauffolgenden Kabinett Ferry erhielt Falliéres im November 1883 das Ministerium des Unterrichts, das er bis zum März 1885 behielt. Im Mai 1887 wurde er Minister des Innern unter Rouvier, im Dezember Justizminister unter Tirard. Im April 1888 demissionierte er, erhielt aber schon im Februar 1889 das Portefeuille des Unterrichts. Im Kabinett Freycinet-Constans verwaltete Falliéres vom 16. März 1890 bis 27. Februar 1892 das Justizministerium. Schon damals machte er sich als Extremradikaler bemerkbar. Ein von ihm eingebrachtes Genossenschaftsgesetz, das sich gegen angebliche Uebergriffe der Geistlichkeit richtete, fand nicht die Billigung der Kammer, und gab sogar Anlaß zum Rücktritt des Kabinetts. Am 8. Juni 1890 wurde Falliéres von seinem Heimatdepartement zum Senator und am 3. März 1899 zum Präsidenten des Senats erwählt. Politisch bekennt sich Falliéres zu der radikalen Partei, ohne jedoch zu den Ultras zu gehören.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Skat-Aufgabe: A hatte: p B, c B, car B, p D, p 9, p 8, p 7, c 9, c 8 car 9;
B hatte: tr 10, tr K, tr D, p K, c 10, c D, c 7, car 10, car D, car 7.

1. Stich: car 9, car D, car K + 7;
2. „ tr 7 car B, tr 10 12;
3. „ c 8, c D, c K + 7;
4. „ tr 8, c B, tr K — 6;
5. „ c 9, c 7, c A + 11;
6. „ tr B, p B, tr D + 7;

Der Rest erhält der Spieler; die Gegner haben in zwei Stichen 18 Augen erhalten.

Füllrätsel: Wal Dom, Rad Rom, Zug Zar, Oka Nad, Arm Reh, Ton Ohr, Wagner — Mozart.

Arithmogriph: Manuskript — Arnika — Numismatik — Unstrut — Sanskrit — Kamsk — Ramasam — Imam — Parnassus — Taurus.

Rebus: Kavallerieangriffe.

Zur Silberhochzeit des Kaiserpaares erscheint Nr. 8 des Sonntagsblattes in einer Fest-Ausgabe. Die Fortsetzungen der laufenden Erzählungen folgen in Nr. 9.

(Die Red.)

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.